

Gottfried Keller : ein Ehrenmal zu seinem fünfzigsten Todestag am 15. Juli 1940

Autor(en): **Wiegand, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **30-31 (1940-1941)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gottfried Keller

Ein Ehrenmal zu seinem fünfzigsten Todestag am 15. Juli 1940

Von Carl Friedrich Wiegand.

Die würdigste Totenfeier ist es, wenn man Gottfried Kellers nach einem halben Jahrhundert gedenkt, allein mit ihm vor seiner Totenmaske zu stehen, dieses Haupt zu betrachten, auf das eine ganze Nation stolz ist, und auf die inneren Stimmen zu lauschen, die in uns laut werden.

Je mehr der in solcher Andacht Feiernde selbst erlebt hat, je tiefer er in das Leben dieses seltenen Mannes eingedrungen ist, desto reicher und tiefer wird die bis an die Wurzeln der Seele rührende Erschütterung sein, die seine Totenmaske, dieses Dokument seelischen Adels, edler Geistigkeit, geprüfter Erfahrung, schmerzlichen Erlebens, verwundenen Leides, im Innersten auslöst.

Mehr als jedes Lichtbild und jedes Gemälde, auch das seelischste Porträt, auszukünden vermag, vermittelt uns das Abbild dieses vornehmen Gehäuses — in dem Liebe und Weisheit, Wahrheitswille und Gerechtigkeitsinn, tiefstes Gefühl und eine unerschöpfliche Phantasie wohnten — der Kopf dieses Großen, der alles Kleinliche, Brüchige, alles Kriechende verachtete: eine hoheitsvolle Wohnung der Schönheit!

Nun, nachdem sein Geist ausgezogen ist und kein einziger Zug mehr verrät, was die Nörgler an dem Menschen Keller auszusetzen hatten, also alles abgetan ist — Leid und Geschrei, körperlicher Schmerz, Sorge ums Dasein, um sein Land und Volk, alle Wirrnisse des Lebens, Mißvergnügen und Feindschaft — jetzt rückt sein marmorn leuchtendes Haupt in die Verklärung, die nur noch den Adel eines großen Dichters und Menschen sichtbar macht ...

*

Friedrich Theodor Vischer, der von 1855 bis 1866 am Polytechnikum in Zürich wirkte, hat in seinem Pfahlbauer-Roman «Auch Einer» ein Bild von ihm entworfen, in dem der Humor die Leiblichkeit des Dichters durchleuchtet. «Unter einer klaren Stirn wölbten sich in feinen Bogen die Brauen über den lichtvollen dunkeln Augen, die Adlernase deutete auf Feuer und Schwung, die leichtgeschlossenen wohlgeformten

Lippen auf die süße Gabe des rhythmischen Wortes. Und wie schön er den Kopf trug! Der ungesucht aufrecht stand — das bärtige Haupt auf dem schwungvoll gezeichneten Halse.»

Adolf Frey preist in dem schönsten Werklein, das über den Menschen Keller geschrieben worden ist, «Erinnerungen an Gottfried Keller» die Stirnlinie des Dichters, die sich vom äußeren Augenwinkel «in einem Bogen von vollendeter Schönheit» unter die erst im hohen Alter ergrauten Haare schwang.

Nun waren die mit schweren Lidern überdachten, großen, vom Leben verbrauchten Augen gesunken, arbeitsmüde, lebenssatt und abgewandt, nur noch auf Gott gerichtet und vor diesem Anblick erloschen.

Am letzten Tage, am 15. Juli 1890, hielten drei Freunde vor der schwindenden Flamme seines Lebens Wacht. Als Böcklin um drei Uhr nachmittags das Sterbezimmer betrat, lag Keller, die Hände über der breiten Brust gefaltet, ohne zu atmen.

Erschüttert gingen die drei Freunde auseinander, so berichtet Adolf Frey, und Böcklin, alsbald wiederkehrend, legte dem Toten drei weiße Rosen auf die Brust.

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
So glühte eben noch im Purpurscheine,
Nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Schwingen webt,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

Sie ziehen aus, die schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt:
Sie geh'n, die an der Wiege einst beraten,
Was als Geschick sein Leben hat erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher, still und kalt ...

Der gewaltigste Trauerkondukt, den Zürich je gesehen hat, schritt ernst und gemessen zwischen den Spalier bildenden dichten Menschenmauern vom Thalweg, seiner letzten Wohnung am Zeltweg in Hottingen, nach der Fraumünsterkirche, von dort nach dem Zentralfriedhof, wo man den Flammen übergab, was an Gottfried Keller sterblich war.

Viele weiße Häupter darunter. «Es war, als sei auf aufgebrochene Ackererde der erste Schnee gefallen.»

Nur der Totenzug des Generals Ulrich Wille, dessen Leiche, von vier Pferden gezogen, auf einer Geschützlafette gefahren wurde, kann ähnliche Bilder in Erinnerung rufen. Der Führer im Weltkrieg war dahin, und ein Volk erwies dem ersten Soldaten der Eidgenossenschaft die letzte Ehre, darunter viel Militär.

Was war es, das den Bundesrat, die Kantonsregierungen, die namhaften städtischen Vertretungen, die Delegationen sämtlicher Hochschulen, aller Studentenverbindungen in der Schweiz, dazu die geistige Elite eines Volkes und das Volk selbst, die ungezählten umflorten Fahnen der Vereine, die barhäuptig harrende Menge auf den Straßen — auf den Plan rief?

Er hatte nicht das Volk in Waffen kommandiert, er war der Größte der Friedenszeit, dem nur die Legionen der Druckbuchstaben gehorchten. Andere haben in Handel und Gewerbe, in Industrie, Wissenschaft und Staat ihre großen Verdienste, dazu Tausenden Brot gespendet und Hervorragendes geleistet — er war nur «Staatschreiber» gewesen, aber «omen in nomine», der als der Beste seines Volkes gewertet wurde!

Hatten alle diese Leidtragenden seine Werke gelesen? Bei seinem fünfzigsten Geburtstage, als man ihn in der alten Tonhalle feierte, überblickte der Dichter melancholisch die ungezählte Menge und sagte zu seiner Umgebung, bitter lächelnd: «Wenn alle, die hier versammelt sind, ein einziges Werk von mir gelesen hätten, dann müßte die erste Auflage meiner «Leute von Seldwyla» verkauft sein!»

Sie war es aber nicht, die seines Romans «Der grüne Heinrich» auch nicht. Als er die Umarbeitung vollendet hatte, kaufte er den ganzen Restbestand der ersten Auflage zurück — und seine Schwester Regula hat wochenlang mit den Hunderten von Exemplaren den Ofen geheizt.

Carl Spitteler berichtet, daß, als er im Jahre 1864 als Student nach Zürich zog, seine Mitstudenten darüber stritten, welcher von den beiden der wahre Keller wäre, der «Augustin» oder der «Gottfried». Auch Professor Biedermann habe, von Keller redend, im Kolleg gesagt: «Ich meine nicht den Augustin, sondern den Staatsschreiber.» Auch war es damals bekannt geworden, daß ein Pfarrerkollegium sich entrüstet gewehrt habe, «von einem solchen Menschen ein Bettagsmandat anzunehmen».

Der also Apostrophierte war Gottfried Keller.

Die Freitags-Zeitung, die seine Wahl zum Staatsschreiber mit allen Mitteln bekämpft hatte, bekannte später demütig: «Das ist die Kraft des Genies, welche wir nicht geniale Menschenkinder in Anrechnung zu bringen vergaßen!»

Gottfried Keller war zu Lebzeiten, nicht nur in Zürich, trotz aller Verkennung und Anfeindung, eine

legendäre Figur geworden. Nicht nur bekannt in Schule und Haus, in den Gesangsvereinen, die seine Lieder vortrugen, in den Gesellschaften, die ihm frühzeitig die Ehrenmitgliedschaft angetragen hatten: das Volk hatte einen wunderlichen Anekdotenkranz, der Wahres, Unwahres und Erfundenes mischte, um sein Haupt gewoben.

Wie um die Figur Karls des Großen sich die Berichte und Sagen von Heldentaten schlingen, die hundert Jahre vor ihm und nach ihm verrichtet worden waren: so verband man tausend Geschichten, Wirtshaus-Episoden und Anekdoten, die in zwei Menschenaltern in Zürich passiert waren, mit der Gestalt Gottfried Kellers, weil er volkstümlich, trinkfest, schlagfertig, eigenartig war und gelegentlich zur Abwehr zornig werden und sehr grob sein konnte. Das alles aber machte noch nicht die Popularität des Dichters aus, die an seinem Todestag Zehntausende in Bewegung gesetzt hatte.

Die Tatsache, daß jeder Mensch, der mit ihm in Berührung gekommen war — und viele drängten sich an ihn heran — einen unvergeßlichen Eindruck empfangen hatte, der sowohl in seiner Amtstreue und Gewissenhaftigkeit, seiner Hilfsbereitschaft und Leutseligkeit, als auch in seiner Liebe zum Volke und nicht zuletzt in seinem wachsenden Dichterruhm begründet war, schuf seine große Volkstümlichkeit.

Wenn also ein ganzes Volk an seiner Bahre trauerte, so geschah es deshalb, weil es zutiefst fühlte, daß mit dem Heimgang dieses Mannes etwas verloren war, das nicht wieder ersetzt werden konnte. Sein Hinschied bedeutete ihm den Verlust einer Persönlichkeit, die das Volk reich und angesehen gemacht hatte; sein Verlust erschütterte, weil man ärmer geworden war . . .

Wenn am 9. Mai 1905, am hundertsten Todestag Schillers, Walter Bissegger in der «N.Z.Z.» schrieb, daß die Eidgenossenschaft nicht etwa eine geistige Provinz Deutschlands, sondern ein integrierender Bestandteil des deutschen Geisteslebens sei, so konnte er das mit Fug und Recht sagen, wenn er auf die geistigen Einwirkungen hinwies, die von der Schweiz aus seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ins deutsche Sprachgebiet hineingezündet hatten, besonders aber im Hinblick auf die literarischen Großtaten eines Jeremias Gotthelf, Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller, dem unter allen Schweizer Dichtern die umfassendste Bedeutung zukommt.

Er hat die Kunst der Dichtung als Darstellung der Wirklichkeit in größerer Fülle aufgefaßt. So schuf er in seinen Werken ein reiches Leben, die Wirklichkeit in ihrer Mannigfaltigkeit, farbig anschaulich und lebensecht, mit Geist durchleuchtet, von Humor durchsonnt und durch eine nieversagende Phantasiekraft gehoben und umgoldet. Er besaß die Fähigkeit, alle Lebensalter treffend zu schildern, das Kind, den Bub, den Jüngling, das Jungweib, die erfahrene Frau, die geprüfte Mutter, die weisheitsvolle Greisin und den Mann in allen Situationen des Lebens, in Freuden und Gefahren. Er kannte das Leben in allen seinen Stufen, von der größten Armut bis zur Entartung unter dem Reichtum.

In Zürich geboren, als Sohn des Hans Rudolf Keller, eines aus Glattfelden stammenden Drechslermeisters,



Gottfried Kellers Totenmaske

Aufnahme Gotthard Schub, Zürich

war seine Mutter, aus einer Stadtfamilie entsprossen, eine geborene Elisabeth Scheuchzer. Im vierten Lebensjahr verlor der eigenwillige Knabe den Vater, der die Familie, die Schwester Regula und seine Mutter, in größter Dürftigkeit zurückließ, sodaß Gottfried, sechsjährig, die Armenschule zum Brunnenturm besuchen und später, als Nichtbürger vom Gymnasium ausgeschlossen, das sogenannte Landknaben-Institut besuchen mußte. Im Jahre 1834 wurde er aus der Industrieschule, die er fünf Vierteljahre besucht hatte, ausgestoßen, weil man ihn als Rädelsführer eines Bubentreichs bezeichnete, den andere Industrieschüler ausgeheckt hatten. Dieses «Concilium abeundi» verschloß ihm sämtliche öffentliche höheren Schulen der Schweiz. Bis an sein Lebensende hat Gottfried Keller über die schmachvolle Ungerechtigkeit dieser Ausstoßung und die dadurch veranlaßte Verkürzung seiner Ausbildung bitter Klage geführt.

Er entschloß sich, Landschaftsmaler zu werden.

Sein erster Lehrer war ein Nichtskönner, sein zweiter ein wirklicher Künstler, der aber drei Jahre später geisteskrank wurde.

Die Mutter, die Gottfried Keller alle Zeit zärtlich liebte, obwohl sie ihm einen Stiefvater gab, von dem sie sich bald wieder scheiden lassen mußte, veräußerte das einzige Wertpapier, das sie besaß, und ermöglichte ihm im Herbst 1839 die Uebersiedlung nach München, damit er sich weiter zum Maler ausbilden könne.

Als völlig Gescheiterter kehrte er, reicher an Erfahrung, als ein vom Leben Geprüfter nach Jahren in Zürich wieder ein.

Er war in der Malerei zu wenig technisch geschult, hatte wohl auch zu wenig Talent, wurde von andern frühzeitig ausgenutzt, schlug sich monatelang in großen Entbehrungen durch, lag oft tagelang zu Bett, weil er liegend den Hunger besser ertragen konnte, und übernahm in tiefster Not, gelegentlich eines großen Münchener Festes, bei einem Trödler den Auftrag, Fahnenstangen blau und weiß anzustreichen.

Wenn ein Biograph meint, daß Keller bei sachlicher Ausbildung ein ebenso großer Maler als Dichter geworden wäre, so ist zu sagen, daß dieser Beurteiler entweder nichts von Malerei versteht, was einem Literarhistoriker noch zu verzeihen wäre, oder nichts von Dichtung, was, wie Keller sagen würde «schauerlich ist».

Keine Arbeit, auch die künstlerische Betätigung, verrichtet ein Mensch vergebens, ganz und gar umsonst! In irgend einem Augenblicke seines Lebens kann auch der Gescheiterte, seine frühere Arbeit und früher Gelerntes, seine Einsichten und Fähigkeiten gut nutzen. Aus dem Maler Keller wurde ein Dichter, dessen Malerauge prächtige Menschenbilder und kostbare Naturaspekte dichterisch gesehen und danach geschildert hat. Z. B.: das Bild der pflügenden Bauern am Eingange der Novelle «Romeo und Julia auf dem Dorf».

In tiefster Not begann er in München sein eigenes Leben zu schreiben, eine Arbeit, die später zu dem großen Romane «Der grüne Heinrich» sich entfalten sollte und nach seiner Umwandlung zur zweiten Fassung ein Meisterwerk wurde, das, wie die meisten großen Meisterwerke, aus Schmerzen geboren war.

Wie ein Geschlagener nach Zürich heimgekehrt, brachte der Durchbruch seines starken lyrischen Talent, wie Adolf Frey sich ausdrückt, «endlich Erlösung und entscheidende Lebenswende».

Zwei Deutsche, der Dichter August Ludwig Follen und der ehemalige hessische Hauptmann Wilhelm Schulz, die Keller in einem Briefe an Lina Dunker «alte Ehren- und Freiheitsmänner» nennt, nahmen sich seiner an zu einer Zeit, als Keller in Zürich vollständig allein stand. Auch die Frauen dieser beiden Männer, die den jungen Dichter bewunderten, setzten sich für seine Frühlyrik ein, die Karoline Schulz, deren Tod Gottfried Keller später schmerzlich betrauerte, noch im Jahre 1845 im «Deutschen Taschenbuche» überschwänglich pries.

Durch Schulz und Follen kam Keller in den Kreis der deutschen Emigranten. So lernte er Freiligrath kennen und Herwegh, der ihn wie «mit einem Trompetenstoß weckte».

In der Entwicklung des Lyrikers Keller, die in diesen Jahren erstaunlich ist, kann man drei Stufen unterscheiden, seine Frühlyrik bis zur Herausgabe des Bandes von 1846, seine gereifte Lyrik bis zur Herausgabe des Bandes 1851 und seine lyrische Produktion aus dem Rest seines Lebens, wobei zu bemerken ist, daß er im letzten Dezennium kaum mehr als ein Dutzend Gedichte geschrieben hat.

Gottfried Keller kam nach seiner Rückkehr von München in die politische Erneuerungsbewegung Zürichs, in ein geselliges Treiben und Träumen, das mit Zechgelagen, großen Debatten und Ausflügen in die Umgebung Zürichs ausgefüllt war, aber später von ihm als verlorene Zeit beklagt wurde.

Er mischte sich in das politische Leben, war doch die Erinnerung an den demokratischen Volkstag in Uster, den Handel um David Friedrich Strauß, den Zürichputsch und den Volkstag in Bassersdorf in allen lebendig. Die Jungmannschaft um Keller wettete, soweit sie sich liberalistisch gebärdete, gegen Aristokraten, Pfaffen und Jesuiten. Keller schreibt in sein Tagebuch: «Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Sie tobt und gärt in mir wie in einem Vulkan. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes in die Arme.»

Der Neunundzwanzigjährige empfing vom Zürcher Regierungsrat, der auf den jungen Stürmer aufmerksam geworden war, ein Stipendium, das er, zur Gewinnung großer Eindrücke, für Reisen ins Ausland benutzen sollte. Keller sah wohl ein, daß eine Reise den am meisten bereichern kann, der die Grundlagen und Voraussetzungen für das zu Sehende in sich trägt, wenn anders das Reisen nicht nur eine Unterhaltung und Zeitvergeudung sein soll. Er wählte daher als «Reiseziel» die Universität Heidelberg und später Berlin, um fühlbare Lücken auszufüllen, seine Kenntnisse auf einen breiteren Boden zu stellen. Er blieb sieben Jahre in Deutschland. Das Stipendium, das man mehrmals erneuerte, reichte aber bei weitem nicht aus, und so geriet er abermals in tiefe Not. In Heidelberg, wo er den wertvollen Hermann Hettner zum Freunde gewann, fiel er eine Zeitlang in Abhängigkeit von Ludwig Feuerbach, der im Rathause Heidelberg seine Vorträge hielt.

*Gottfried Kellers
Geburtshaus*

Aufnahme
Gotthard Schuh, Zürich



Aber er überwand diesen Einfluß sehr bald, was der Feuerbachianer in der Käthchen Schönfund-Episode des «Grünen Heinrich» deutlich genug zu spüren bekam.

Die Theoreme einseitiger Philosophen, besonders wenn sie sich in das Metaphysische verirren, wirken häufig auf Ungeschulte nachhaltig, um so mehr, als diesen nicht gegeben ist, das Vorgetragene kritisch zu betrachten und abzuwägen. Keller war nun kein landläufiger Student. Die Auswahl seiner Vorlesungen beweist, daß der über Dreißigjährige sehr bald merkte, wie gelegentlich auch auf den Hochschulen mit Wasser gekocht wird.

Er hat die schwere Zeit in Deutschland gründlich genutzt, dort auch reichste Förderung erfahren und dies laut anerkannt.

Als er sich von Berlin losreißen wollte, ließen ihn seine Gläubiger nicht ziehen. Man gab damals in Zürich «Gottfried Keller-Aktien» im Werte von Fr. 300.— aus, um die Schuldensumme Kellers, deren er zur Loslösung bedurfte, aufzubringen. Keller hat später bei Heller und Pfennig diese «Aktien» eingelöst und den Spendern seinen tiefgefühlten Dank übermittelt.

Mit hochansehnlichem poetischem Rüstzeug erschien er endlich wieder in Zürich. Er war ein in literarischen Kreisen geachteter Autor geworden. Er brachte den «Grünen Heinrich» mit und den ersten Band der Novellen «Die Leute von Seldwyla».

Allein «Der grüne Heinrich» war kein äußerer Erfolg geworden. Die einzelnen Bücher des vierbändigen Werkes waren in zu großen zeitlichen Abständen erschienen, sodaß bei den Lesern ein einheitlicher Gesamteindruck nicht zustande kam. Nur wenige Auserlesene merkten, wie Carl Spitteler sagt, daß diesem Werke «Poesie aus allen Poren leuchtet», eine Lebensfülle ohnegleichen ausschüttend.

Wenn man an den drei größten deutschen Romanen «Wilhelm Meister» von Goethe, «Maler Nolten» von Mörike und dem «Grünen Heinrich» von Keller die Eigenart feststellt, daß sie das gleiche Motiv, das Scheitern eines künstlerischen Dilettanten, schildern, so muß man am «Grünen Heinrich» besonders hervorheben, daß, während die beiden ersten den Lebenslauf eines Dilettanten erfanden, Keller dagegen buchstäblich das selbsterlebte Schicksal darbietet, wie Adolf Frey sagt, «in großer Fülle des Lebens, leuchtend und in tiefen Farben gemalt, oft vergoldet vom lachenden, mitunter ans Tragische rührenden Humor und überschwimmt von traumhaften Lichtern».

Im Jahre 1861 hat ihn der Zürcher Regierungsrat zum ersten Staatsschreiber des Kantons erwählt. Es war keine Sinecure. Die randvoll gefüllte Aktenmappe nahm Gottfried Keller noch abends mit nach Hause, wenn die Bureaustunden zur Bewältigung der Arbeit nicht ausgereicht hatten. Fünfzehn Jahre hat Keller die Last dieses Amtes allein getragen, das heute mehrere

Substitute besitzt. Mußte er doch sogar jeden Auslandspaß und jedes Wanderbüchlein eines Handwerksburschen visieren. 200 Bände von der Größe seiner gesammelten Werke würden die Protokolle und schriftlichen Arbeiten füllen, die Gottfried Keller als Staatschreiber, alles mit der Hand geschrieben, hinterlassen hat.

An schönen Tagen pflegte er die Helfer aus seiner Kanzlei hinauszujagen, blieb allein in der Amtsstube zurück, vergaß aber nicht, den mit einem freien Nachmittag Beschenkten noch ein Goldstück in die Hand zu drücken.

Zehn Jahre schwieng der Dichter vollkommen!

Freilich waren diese Jahre Sammeljahre, denn der rastlos arbeitende umfassende Geist Kellers hatte sich tief in die Staatsgeschäfte eingelebt, dazu historische Studien gemacht, Beobachtungen und Erfahrungen aufgespeichert, für die ihm Urkunden und Akten, die Berührung mit dem Volke dienten. Es hatten sich ihm tiefe Einsichten in die Demokratie eröffnet, sodaß «aus einem vagen Revolutionär und Freischärler», wie er selbst von sich sagt, «ein besonnener Mensch herangebildet worden war».

Vor seiner Amtszeit hatte er noch den zweiten Band der «Leute von Seldwyla» herausgegeben.

Im Jahre 1872 überraschte er seine Verehrer mit der Herausgabe der «Sieben Legenden».

Der Volkserzähler Jakob Frey hatte ihn den «Shakespeare der deutschen Novelle» genannt, ein Epitheton, das J. V. Widmann später übernahm. In den sieben weltlichen Legenden ist Keller auf der Höhe seiner Meisterschaft. Es sind Erzählungen von zauberischer Wirkung, welche die künstlerischen und menschlichen Eigenschaften eines großen Dichters mit den Tugenden eines Kunstinsichtigen von höchstem Range vereinigen, um der Nachwelt zu zeigen, was Keller aus einem vorgefundenen kleinen Stoff an Herrlichkeiten entwickeln konnte.

Von den unvergänglichen «Seldwylern» hebe ich als vollendete Kunstwerke die Novellen «Romeo und Julia auf dem Dorfe» und die schicksalsschwere, aus eigenem innerem Erleben geflossene Erzählung «Der Landvogt von Greifensee» heraus, in der Keller das verwundene Leid über sein liebeleeres Leben in der Figur des aufrechten Salomon Landolt mit tragischem Humor objektiviert hat.

Seine schweizerischste Erzählung findet sich in den «Zürcher Novellen», das «Fähnlein der sieben Aufrechten», das von Berthold Auerbach seinen Namen erhielt.

In den Reden Frymanns und des jugendlichen Karl Hediger hat Keller seine ganze Liebe zu dem schönen Ländchen, zu der Heimat, zu ihren Menschen und Gebräuchen ausgeschüttet, aber auch in tiefer Ergebung seine Stirn geneigt, wie tiefste Liebe erst ganz wach wird in dem Gedanken, daß sie einmal vorbei sein könnte. Frymann sagt:

«Wenn ich in der Zeit lebte, wo die schweizerischen Dinge einst ihrem Ende nahen, so wüßte ich mir kein erhebenderes Schlußfest auszudenken, als die Geschirre aller Körperschaften, Vereine und Einzelbürger, von aller Gestalt und Art, zu Tausenden und Abertausenden zusammengetragen, in all ihrem Glanze der verschwun-

denen Tage, mit all ihrer Erinnerung, um den letzten Trunk zu tun, dem sich neigenden Vaterlande. . . . Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das finstere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben umso inbrünstiger liebe . . .»

Theodor Storm hat die schönsten Gedichte Kellers zu den besten nach Goethe gerechnet. Er hat aber das preiswürdige Gedicht «Augen, meine lieben Fensterlein . . .» nicht in seine Sammlung hervorragender Lyrik aufgenommen!

Wie ergreifend ist in seinem Gedichte «Winternacht», der deutlich fühlbare Naturvorgang, die erstarrte Atmosphäre, mit dem Schicksal Kellers verknüpft, wenn er das Nixlein, seine eigene Licht- und Glück-verlangende Seele, in dem zugefrorenen See an dem gewaltigen Seebaum aufsteigen und an der Eisdecke, in ersticktem Jammer verzweifelnd, tasten läßt.

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee,
Nicht ein Wölkchen hing am Himmelszelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror.
Eine Nixe klomm am Stamm herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Ihre weiße Schönheit war mir nah,
Unter meinen Füßen, Glied um Glied.

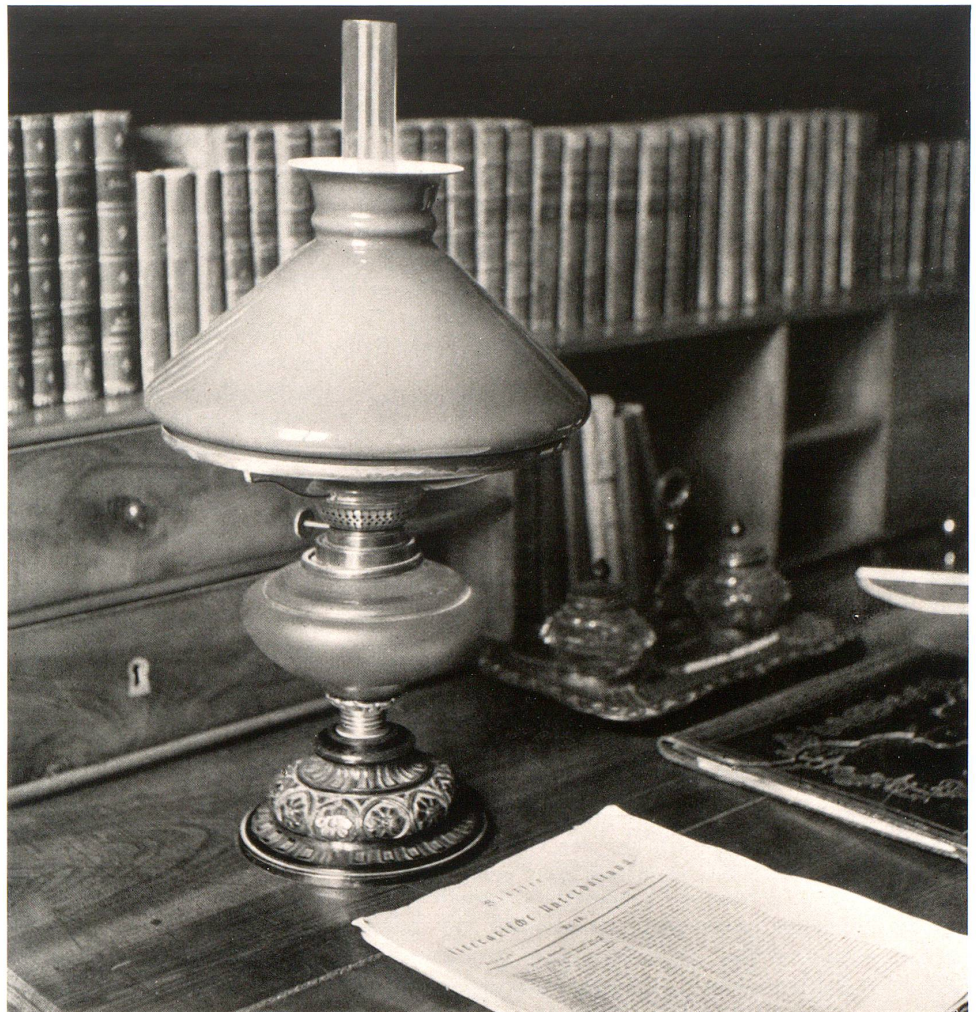
Mit ersticktem Jammer tastet sie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergess' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn . . .

Deutliche Spuren verweisen in der frühen Lyrik Kellers auf die Freiheitssänger Freiligrath und Herwegh. Formal hat sich der zur Vollendung Strebende an Platen und Heine geschult, das Vorbild für seine Inhalte bot ihm Goethe, bis er in seiner vollendeten Eigenart Vorbild für andere wurde.

Die Epik Kellers in der ersten Fassung des «Grünen Heinrich» steht unter dem Einflusse von Jean Paul, dem er den glänzendsten Epilog schrieb. In der zweiten, jetzigen Fassung, nachdem Keller gemerkt hatte, was für stark dilettantische Züge in Jean Paul sichtbar werden, strich er das Lob auf wenige Zeilen zusammen und ersetzte es durch den Lobpreis auf Goethe. Mit keinem Autor aber hat er sich in späteren Jahren so auseinander gesetzt, wie mit Jeremias Gotthelf. Lehrte Goethe ihn, «wie schön und lehrreich die Erde» sei, so lehrte Gotthelf ihn, von der genauen Deutlichkeit der Natur und Wirklichkeit auszugehen, die er dann farbig mit der Fülle seiner Phantasie bereicherte. Für seine Novellen und Legenden schuf er einen eigenen Stil, der vielfältig nachgeahmt, aber nie erreicht wurde. Der Meister Gottfried sah in seiner Vollendung nur noch

*Gottfried Kellers
Arbeitsplatz*

Aufnahme
Gotthard Schuh, Zürich



einen Größeren über sich, dem er in tiefster Demut sich neigte, den Schöpfer der Welt!

Ein starker pädagogischer, volkserzieherischer Zug lebt in seinen Werken, der seinen Urgrund in seiner Religiosität fand. Wer möchte ihm das heute noch bestreiten?

An sich selbst hatte er die Erfahrung gemacht, was der Mangel an Vorbild und Erziehung für einen Menschen bedeuten kann. In seinem Amte hatte er erfahren, was dem Volke mangelt. In seiner Novelle «Pankraz der Schmoller» zeigt er, wie ein mangelhaft Erzogener durch schwere Erfahrungen und *durch sich selbst* erzogen wird, war doch sein ganzes Leben ein Musterbeispiel dafür, was ein Mensch durch *Selbsterziehung* aus sich machen kann!

Da ihm der Vater früh gestorben war und seine Mutter sich zu schwach erwies, den eigensinnigen Knaben zu erziehen, schuf er in «Frau Regel Amrain und ihr Jüngster» eine Stauffacherin, die ihren Sohn, wie Herbert

Spencer es lehrt, immer die Folgen seines eigenen Tuns erfahren läßt und ihn dadurch bessert.

Die Auswüchse, Fehler und Schwächen, die er in seinem eigenen Volke feststellen mußte, hat Keller in den «Seldwyler Novellen» humorig und gutmütig ironisiert, in der Erzählung «Ursula» geißelt, in dem erfahrungsreichen Romane «Martin Salander» bitter verurteilt; dagegen in seinen Bettagsmandaten sie mit starkem Ethos in ihren Wurzeln zu treffen versucht und also bekämpft.

Die Demokratie, an der er mit allen Fasern seines Wesens hing, betrachtete er als eine Staatsform, die nur in der fortschrittlichen Entwicklung gedeihen könne. Hierfür ließ er es an praktischen Vorschlägen sozialer Art nicht fehlen; allein, er hat auch manchen Stoß ins Leere geführt ...

Die Bedeutung des Dichters, der, wie C. F. Meyer sagt, zu einer Nationalgröße heranwuchs, wurde auch vom Bundesrat erkannt, der ihn mit einer Adresse im Alter ehrte.

Gottfried Keller ist heute zum eigentlichen *Gewissen der Schweiz* geworden, das man in Notzeiten schlagen hört!

Als *schweizerischer Schutzgeist* und *Nothelfer* ruft man heute seinen Namen an!

Seinen siebzigsten Geburtstag verlebte er fern von allen festlichen Feiern, in der Einsamkeit des Seelisberg.

Böcklin hatte auf diesen Tag ein Profilbild des Dichters geschaffen, das in seiner edlen Linienführung fast die Totenmaske des Entschlafenen vorausnimmt, und dem Wappenschneider Scharff in Wien als Vorlage für die in Gold, Silber und Kupfer auszuführende Gottfried Keller-Medaille diente.

Als man die Medaille in Gold dem Jubilar überreichte, blickte er lange auf die schöne Arbeit, konnte kaum vor Rührung den Kopf erheben und sagte endlich aufblickend:

«Meine Herren, das ist der Anfang vom Ende!»

Das letzte Lebensjahr brachte er in der Matratzengruft zu, weil seine Lebenskräfte erschöpft waren. Er hatte sein Testament gemacht. Er lebte in dem letzten Jahrzehnt in durchaus geordneten Verhältnissen. Seine Ersparnisse bestimmte er für die Schweizerische Winkelried-Stiftung, die Einkünfte aus seinen Werken der Zürcher Hochschule, die ihn honoris causa schon früh zum Doktor promoviert hatte.

Adolf Frey berichtet über das allmähliche Erlöschen:

«Als ich im Thalegg bekümmert wieder nach der verglimmenden Flamme sah, lag der Dichter in seinem Empfangszimmer, wohin man sein Bett gebracht hatte.

Zu seinen Häupten hing ein Bild, das ihm Freund Rudolf Koller vor Jahren geschenkt: hinter hohen Weiden verglüht der Tag, und übers Feld geht die ernste Mahnung: Es will Abend werden! Seine Augen ertrugen das Licht nicht mehr. Dämmerung und Schatten webten und schwebten im Zimmer. Es war einsam und weltfern, wie in einer Grabkammer. Ueber eine Urne beugte sich der trauernde Genius und stürzte die Fackel. Nun erwacht er mit einem schweren Atemzug, und seine Phantasie knüpft neue Fäden. Sie läßt noch immer in vollem Glanze den Edelstein erkennen, der in der Krone seiner hohen Gaben leuchtete. Seine Stimme ließ sich kaum mehr vernehmen. So schön und mild sah er nie aus, als damals — wie sein eigenes verklärtes Marmorbild! Bangigkeiten und Schauer des Todes kamen und gingen. Dann wurde er ruhig und endlich ganz still. Böcklin fragte ihn, ob er noch etwas zu sagen wünsche. Allein der Sterbende konnte sich nicht mehr verständlich machen, er bewegte nur noch die Hand . . .

Ein hereinbrechender Strahl der untergehenden Sonne streifte seine Brauen und fiel auf die weiß und rote Schleife eines Kranzes an der Wand: Die Farbe unseres Vaterlandes erglüht!

Mit ihr wird immerdar im vollsten Strahl der Name des Dichters leuchten, rein, hoch und klar!»

Werf ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!

*Der Artikel «Gottfried Keller, ein Ehrenmal zu des Dichters 50. Todestag», ist der Festrede entnommen,
die Carl Friedrich Wiegand gelegentlich der Gottfried Keller-Feier des Institutes auf
dem Rosenberg in St. Gallen am 19. Juli 1940 gehalten hat.*